

# Feuilleton-Beilage

Redakteur: Dr. Gustav Morgenstern

Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis: er ist ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und ihnen dienlich macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eignen Geistes oder, wenn Sie wollen, des Anwesens eines besuchenden göttlichen Odems.

Goethe  
(zu Eckermann, 18. IV. 1827.)

## Theater und Musik.

**Schauspielhaus (Gastspiel der Frau Albertine Zehme).** — Es war wiederum gut vorbereitet worden; man hatte so getan, als sei etwas ganz Außergewöhnliches zu erwarten, eine Eroberung künstlerischen Neulands. So furchtbar neu und schwer verständlich war das, was geboten werden sollte, daß Herr Dr. Karl Heine, der sich immer aufs Reklamemachen verstanden hat, in den Neuseiten einen vorbereitenden Artikel veröffentlichte. Wer den Theaterzettel kennt, konnte schon auf das allerschlimmste gefaßt sein; die aufgewandte Mühe stand in so offenkundigem Mißverhältnis zu dem mit den Fähigkeiten der Frau Zehme Erreichbaren, daß man diesmal befürchtete, die gesellschaftliche Veranstaltung im Schauspielhaus werde oberflächlich werden. Die Befürchtungen erwiesen sich indes als grundlos. Die diesjährige Zehme-Veranstaltung stand durchaus auf der Höhe der vorjährigen; ja, es ist wohl zuzugestehen, daß diesmal Frau Zehme ihre Energie noch mehr angespannt hatte als im vorigen Jahre.

Frau Zehme gegenüber befindet man sich in einer peinlichen Lage. Man möchte nirgends so gern anerkennen wie hier, wo man fleißiger Arbeit, handwerklichem Können und einem respektablen Streben begegnet. Man möchte gar zu gern sagen: das Resultat der aufgewandten Mühe ist etwas und gibt etwas — und man kommt doch immer wieder zu einer runden, glatten Ablehnung des Wesentlichen.

Frau Zehme steht zur modernen Kunst zunächst in der Rolle der neugierigen Beobachterin. Sie wird immer wissen, wo etwas Neues los ist, und wird immer die Luft haben, damit anzuhängen. Sie weiß oder fühlt, daß die Altersdramen jenseits der Schauspielkunst Aufgaben stellen, die noch nicht gelöst sind — und flugs ist sie auf dem Plan. Die Kunst der Hugo von Hofmannsthal gewinnt langsam Anerkennung — Frau Zehme will helfen. Es geht eine Sehnsucht durch die Schauspielwelt, die Werke der klassischen Literatur neu zu gewinnen, namentlich auch die Goethes — ich kann hier auf das verweisen, was ich feinerzeit schrieb, als im Stadttheater Iphigenie neu einstudiert mit Frä. Kocelvska herausgebracht wurde — das Verlangen, tritt bei einzelnen schauspielerschen Persönlichkeiten merklich stärker auf, aber auch die ganz besonderen Schwierigkeiten des Unternehmens werden stark hervorgehoben — Frau Zehme schreut die Gefahr nicht, sie tritt hervor und läßt sich am Tage der Aufführung von ihrem Berater als eine Retterin aus der Not proklamieren. Alle Achtung vor diesem Streben und diesem Mut — auch die merkwürdigen Begleiterscheinungen, die ein Zehme-Gastspiel immer hat, sollen uns nicht dahin bringen, das Anerkennenswerte zu verschweigen oder zu überschätzen.

Aber streben, mit modernen Aufgaben anbinden, sich in die erste Reihe drängen, ist eines, das andre ist *zu tun*. Frau Zehme befindet sich in einem bedauerlichen Jertum über ihre geistige und künstlerische Kraft. Gestern sah man erschreckend deutlich, wie es damit steht. Frau Zehme hat gehört, daß es bei Wiedergewinnung der klassischen Dramen wie Iphigenie auf Durchführung des „psychologischen Stils“ ankommt, und sie bemüht sich dementsprechend, aus starrer Konvention herauszukommen, versucht die Neben Iphigeniens zu beleben. Wir

wollen zunächst nicht davon reden, was bei diesem Auffrischungsversuch herauskommt, und einfach das Streben anerkennen. Zur selben Zeit aber, wo Frau Zehme auf Belebung des Worts ausgeht, auf Erneuerung des Dichtergeistes durch modernen Geist, gefällt sie sich in einem aufdringlichen Gemüths- und Gehördenklust, der in der Art, wie sie ihn betreibt, in direktem Widerspruch zu der Hauptaufgabe steht. Das heißt: sie ist von ihrer Hauptaufgabe so wenig erfüllt, daß sie nebenher modischen Unflug treiben kann; sie hat so wenig Stillsitzen, daß sie mit der größten Ungeniertheit Panoptikumkunst mit ernstester psychologischer Spürkunst verbinden zu können meint. Sehr schön hat ihr diesmaliger Berater auseinandergesetzt, aus welcher Stimmung heraus Iphigenie das Schicksalstied vor sich hinpricht — aber nun sehe man sich an, mit welchen qualvoll ausstudierten Posen Frau Zehme den Vortrag des Stils vorbereitet, und man sieht, die Dame weiß, welche Aufgabe sie erfüllen will, oder besser soll, aber in Fleisch und Blut ist ihr diese Aufgabe nicht übergegangen.

Und das ist überhaupt die Signatur ihres Schaffens: ihr Gerät alles halb. Sie hat einen ungeheuren Fleiß, der sie eine Einzelheit nach der andern ausarbeiten, jeden Schritt, jede Geste ausfüllen und lernen läßt. Aber die starke Leidenschaft, die sie zwingen würde, einheitlich zu gestalten, fehlt ihr durchaus. Ihr Spiel ist Mosaik. Einzelheit steht neben Einzelheit, und es ist Zufall, wenn die eine zur andern stimmt, wenn sich aus den vielen Einzelheiten ein ganzes Bild ergibt. Der Blick der Darstellerin überseht vielleicht eine Szene, kaum einen Akt, sicher nicht ein ganzes Stück.

Eine Folge der geistigen Verfassung, aus der heraus Frau Zehme schafft, ist die, daß ihr Spiel immer den Eindruck eines Experiments hinterläßt. Vergewaltigen wir uns, wie wir urteilen würden, wenn Frau Zehme ein Gastspiel auf Engagement im Stadttheater abholviere, und als erste Rolle die Iphigenie spielen würde. Wir würden sagen: das kann doch nur ein Experiment sein, entweder hat die Direktion in Unkenntnis der Mittel der Darstellerin sie gezwungen, diese Rolle zu wählen, sie also zu einem verfehlten Experiment veranlaßt, oder die Dame ist bedauerlicherweise sich so unklar über ihre Mittel, daß sie sich jeder Aufgabe gewachsen meint, daß sie in einem fort experimentiert.

Draußen im Schauspielhaus konnte man gestern auf alle Einwürfe immer hören: aber wie hebt sich Frau Zehmes Leistung von den andern ab. Sehr richtig, sie hob sich ab. Man sah, daß jeder Ton studiert war, und man konnte leicht bemerken, daß das bei den andern Schauspielern nicht der Fall war. Dafür roch man aber auch an Frau Zehmes Leistung förmlich den Schweiß der kurzfristigen handwerklichen Arbeit. Man mag über Herrn Mühlhoffers Dreck sagen, was man will; man mag Erbörben, daß er in Dellenation schmelzen kann — aber mit Verlaub, hinter dieser unabgeklärten Leistung, die zeitweise barbarisch geschmacklos war, stand frischeres Erfassen der Gestalt, kräftigeres Hineinfühlen als hinter der Zehmischen Leistung. Und dann das eine: Frau Zehme bereitet sich wochenlang vor, monatelang, braucht nicht jeden Abend auf der Bühne zu stehen, läßt sich ihre Rollen einpausen von Regisseuren ersten Ranges, kann sich in aller Gemächlichkeit einen Kursus bei der Duncaen leisten und holt sich schließlich noch ein voreingenommenes Publikum ins Theater, das günstige Stimmung erzeugt — und das Resultat: eine zwar bis ins kleinste ausgearbeitete Leistung, dafür aber unfrei, alle Anzeichen des aufgewandten Fleißes tragend, unübersichtlich und zwiespältig. Danach sollte man doch wohl etwas seinen Beifall einrichten; wenn bei den Verhältnissen, unter denen Frau Zehme sich vorbereitet, nur eine brave Fleißarbeit zustande kommt, geht es nicht an, auf die Leistungen der andern Schauspieler verächtlich herabzusehen, in denen vielleicht ein stärkeres künstlerisches Feuer wirkt als in der gefeierten Frau.

**Altes Theater.** (Dreifaches Gastspiel im Raub der Sabinerinnen.) Fräulein Lara Paul hatte für die zweite Gastspielrolle den Miesenspielung von der westerbörsenden Künstlerin zum eiferfüchtigen Schwankeiweibchen getan. Kein Wunder,

daß sie dabei wieder viel tiefer in die Niedlichkeit geriet, als ihr ansteht. Immerhin zeigte sie, daß sie derlei häusliche Arbeit im Theater weder und zum Gedeihen der Wirkkraft verrichten kann. Man hat bei ihrem Schalten und Walten das Gefühl, daß alles anständig besorgt wird, daß man hinter ihr nicht mit Schreierlappen und Puppulver nachhelfend zu kommen braucht, bevor das Publikum zur gemüthlichen Familienunterhaltung erschleicht. Aber ist es denn das, was uns not tut? Wir brauchen Kräfte, deren Namen auf dem Zettel allein uns schon lieber ins Theater gehen läßt. Wir brauchen ein Ensemble, das uns in den Stand setzt, die Nachricht von neuen dramatischen Kunstwerken zu vernehmen, ohne zu bangen, daß man sie bei uns nie oder doch nur in einer Fassung herausbringen wird, daß wir uns besser mit der Lektüre begnügen oder für eine Reise nach Berlin gearbeit hätten. Wir müssen wieder Uraufführungen zustande bringen, ohne daß wir die Gäste, die wir von auswärtig dazu laden, bitten müssen, ihre großstädtischen Ansprüche an eine vollwertige Reproduktion der Dichterarbeit dabei zu lassen. Diese Notwendigkeit ist so dringend, daß sie bei jedem Neuengagement die erste Stimme hat. Weder Fräulein Paul, noch Herr Ludwig Schön aus Graz, noch Fräulein Brandow aus Halle kommen danach in Betracht, so viel man auch der Sauberkeit und Rundung ihrer Arbeit nachrühnen kann. Freilich, Kräfte wie sie sind dringend not tun, erwirbt man nicht durch Aufträge an Agenten, dazu muß man sich schon selbst auf Entdeckungsfahrten begeben. Es steht an den deutschen Theatern genug entwicklungsartige, strebende Jugend und schmachtet bei elenden Wagen unter den niederdrückenden Händen verständnisloser Direktoren und schneit sich nach künstlerischer Arbeit und menschenwürdiger Existenz. Ein von leidenschaftlicher Liebe zur Kunst geschärft Auge entdeckt sie leicht. Aber da rede ich, scheint mir, von Voraussetzungen —

## Kunstchronik.

**Neues Theater.** Donnerstag: Die Karlschüler, Schauspiel in 5 Akten von Heinrich Laube (neuinsubliert). Freitag: Fibello. Sonnabend, nachmittags 1/3 Uhr: Wilhelm Tell (Schüler-Vorstellung), abends 7/8 Uhr: Die Tochter des Regiments. Sonntag: Lohengrin. — **Altes Theater.** Donnerstag: Frühlingluft. Freitag: Der Kamillentag. Sonnabend: Das Garmannsmaßel. Sonntag, nachmittags 1/3 Uhr: Rose Bernd (Vorstellung für den Leipziger Arbeiterverein), abends 7/8 Uhr: Das süße Maßel.

Als nächste Novität im Schauspiel wird Otto Ernst Schauspiel Bannermann zur Aufführung kommen; die Oper bereitet die Erstaufführung von Heinrich Büchners Faust vor.

**Verenigte Leipziger Schauspielhäuser.** Schauspielhaus. Donnerstag: Johannisfeuer (halbe Preise). Freitag: Paul Lange und Lora Barsberg (Gastspiel der Frau Zehme). Sonnabend, nachmittags 3/4 Uhr: Prinzess Launenbänder (halbe Preise), abends 7/8 Uhr: König Cephus (Ensemblegastspiel des Berliner Hoftheaters). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Traummulder (Vorstellung für den Gewerksverein S.-D.), abends: Paul Lange und Lora Barsberg. — **Theater am Thomaberg.** Donnerstag: Trugbild. Freitag: Komteffe Cuderi (halbe Preise). Sonnabend: Traummulder. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Das verlorene Paradies (Vorstellung für den Arbeiterverein Leipzig-Thomberg), abends 7/8 Uhr: Der blaue Mantel, Schwan von F. Lubliner und Konrad Dreber (Erstaufführung). Die Direktion des Leipziger Schauspielhauses ermahnt neuerdings zur Aufführung Angele von Otto Erich Hartleben, Fibellah von Franz Webedind und Antoinette Sabrier von Romain Coolus.

Winterfest zum Besten des Chorpensionsfonds der Stadttheater. Wie alljährlich, so ist auch für dieses Jahr ein großes Winterfest zum Besten des Chorpensionsfonds der Stadttheater geplant. Es wird am Donnerstag, 2. März, in den oberen Sälen des Kristallpalasts abgehalten werden.

## Aus der Triumphgasse.

Lebensstücken von Riccarda Such.

[Nachdruck verboten.]

Ich war im Begriff, der Farfalla gute Nacht zu sagen, als noch ein Weib mit müden, schleppenden Schritten die Gasse heraufkam, in der ich jene Frau wiedererkannte, deren Mann vor Jahren wegen eines seltsamen Diebstahls ins Gefängnis und dann ins Zuchthaus gebracht worden war. Sie blieb vor dem Wilde des heiligen Antonius stehen, faltete die Hände und murmelte etwas; dann bückte sie sich nach ein paar Lilien, die aus der Nische heruntergefallen und zertritten waren. Ihr scheuer Blick, mit dem sie sich dabei umhäu, als wäre sie im Begriffe, eine Missetat zu begehen, fiel uns auf, und sie schrak unwillkürlich zusammen und machte eine Bewegung, um die zerquetschten Blumen zu verdecken oder fallen zu lassen. Die Farfalla, welche sie gut kannte, sagte gutmütig: „Der heilige Antonius wird dir den Unfall von seinem Reichthum wohl gönnen; aber was willst du mit den welken Blumen?“ „Sie sollen Glück bringen“, erwiderte die andere, indem sie die Lilien an sich drückte und uns das verfallene Gesicht aufzeigte. Dann ging sie mit denselben mühseligen Schritten weiter. Rächelnd sagte die Farfalla: „Sie beten alle zu Gott um Glück und Geld und bedenken nicht, daß Jesus in einer Krippe geboren wurde, auf einem Esel in Jerusalem eingeritten ist und nicht hatte, wo er sein Haupt betten konnte.“

Auf meinem Nachhausewege schwebte mir wie ein Sonnenfleck, den man nicht loswerden kann, das Gesicht des armen Weibes vor; so fürchterlich, weil man die Jugend und Lieblichkeit noch sah, die darin verschüttet war, ganz besonders aber die mageren Hände mit dem vergrämten Ausdruck, die sich triumphhaft wie ein verhungertes Tier um die zertrittenen Lilien Hammernten. Gätte sie eine Frage ausgesprochen, würde mir der Anblick vielleicht nach stichtigem Bedauern vorübergegangen sein, aber daß sie auf Glück wartete! Es war mir, als hätte ich jemand gesehen, der Liebe und Liebe in der Hoffnung, ein schönes, fernes Licht zu erreichen, während er tatsächlich in einem finsternen Dickicht endlos sich im Kreise drehte. Ohne Richtung im Elend verfunken, raffte sie noch nach dem Schmutz von der Straße in einem blinden Wahne, sie möchte irgendwo das Glück finden. Ob sie sich etwas darunter vorstellte? Ob es nur ein dunkles angeborenes Gefühl war, ein halbverständlicher Drang aus der Schwere des Lebens weg? Oder etwas wie die Ahnung einer Melodie, die man einmal gehört hat und die man wieder hören möchte? Jammervolle Torheit der Menschen, sinnlose Verblendung, die man nicht verlassen kann,

weil sie einem das Herz zerreißen! Aus dem Staube ihrer Armut, ihrer Not und Niedertretung ringen sie die Hände nach den Heiligen, nach diesen leberirdischen mit den zermarkerten Leibern, mit den ausgehöhlten Wangen und den guttschenden Augen, die die Welt überwinden haben; von ihnen, die das Leiden geliebt und nach Leiden gerungen haben, wollen sie Erlösung ihrer Leiden und was die Summe alles Erdenglücks ist: Geld. Geld, Liebe, Raub der Güter; auf heiligem, schmerztem Klem klirren solche Gebete den Himmel und hängen sich an die ätherischen Körper der Verkärten, die ihre seligen Häupter der Ewigkeit zuwenden von der Erde weg. Während sie nie aufhören, auf die himmlische Muttergüte zu bauen, die von oben sorgt und waltet und die Vermissten zuletzt mit gehäuftem Reichthum tröstet, sagen die Stürme des Elends: Hunger, Frost, Schande und Haß über ihre morschen Dächer, unter denen sie hilflos und gottverlassen hausen.

Was aber soll man erst von unserem Wahnsinn sagen, die wir Gott, dem Geiste, für unsere vollen Kräfte, für unsere Siege, für unser sorgloses Stiffen, für unser Wohlleben danken, als hätte er es uns zum Lohn unserer Güte oder aus Zärtlichkeit wie ein liebender Vater gegeben?

Wie lieblich ist die unschuldische Selbstsucht des Kindes, das sich Gott wie einen Zuckerbäcker vorstellt, der das brave Kind mit Süßigkeiten belohnt, gegen unsere Dummheit, Verlogenheit und Habgier, die wir zu dem Allgeist, dem Ur- und Endwesen, wie zu einem Allgeldsack beten: Zahle uns, die wir deinen Namen im Munde führen! Gib uns Münzen und wir werden dein Bildnis darauf prägen!

## VIII.

Mit dem Heinen Derengart hatte es folgende Bewandnis. Ich hatte in einer sogenannten Wohlthätigkeitsangelegenheit mit jenem Fleischhauer Toni zu sprechen, von dem mir die Farfalla als von dem stets bereitwilligen Kaufpaten aller armen und verlassen Kinder in der Römerstadt erzählt hatte, und fand ihn in seinem Heinen Laden, ausnahmsweise ungefähr so, ausgestellt wie ich mir ihn nach dem, was ich von ihm wußte, vorgestellt hatte. Sein Gesicht war allerdings durchaus nicht besonders viedrig in der Form, lachend von Herzengüte, Gesundheit und guter Raume; übrigens war er dick und fest, keineswegs schwammig, von kräftigem Knochenbau, weder groß noch klein und trotz seines Umfangs behende. Als er mein Anliegen vernommen hatte, wurde sein Gesicht noch freundlicher als zuvor und er führte mich behutsam ungestörter Besprechung in ein kleines, weit ausgestattetes Wohnzimmer, wo er mich auf das Sofa drückte und sich auf einen Sessel neben mich setzte, ohne seine schmuggige weiße Schürze abzubinden. Während wir mit einander sprachen, trat ein Mädchen ins Zimmer, das sich daburch,

daß es dem Fleischer ohne weiteres auf den Schoß sprang, als seinen Sohn zu erkennen gab, ihm aber nicht im mindesten gleich; es hatte etwas so Feines, Munteres und Herzliches, daß ich den Toni beinahe um sein mit stichtlichem Stofse ausgebeutetes Väterrecht beneidete. Bei Nennung seines Namens Derengart tauchte mir die Erinnerung an jenes Verschen von der Kaiserinmancer auf, das ich bei meinem ersten Besuch in der Römerstadt gesehen hatte und ich fragte den Jungen, ob er der Dichter desselben und Maler der darüberstehenden Frage gewesen sei. Das kleine Ding, auf seines Vaters Schoße sitzend und mit den Weinen haumelnd, sah mich aus seinen schmalgeformten, dunkelblauwimperigen Augen pffig winternd an und lachte nur ein wenig, wobei aber gleich die ganze blanke Reihe seiner Zähne sichtbar wurde, die mich an das Gebiß einer Maus oder eines anderen Nagetierleins erinnerten. Unter dem laut schallenden Gelächter des Vaters sagte ich das Bestelein, das ich noch im Gedächtnis hatte: Drei Dinge, die sind wahr, ich heiße Derengart, ich gehe ins zehnte Jahr und wer dies liest, der ist ein Narr! und neubete mich dann scherzend gegen den Kleinen, die Wahrheit der Sache sei mir doch zweifelhaft, denn erstens könnte ich nicht glauben, daß ein so zwerghaftes Männchen mehr als neun Jahre alt sei, und zweitens hätte ich selber den Vers gelesen, hätte aber die feste Ueberzeugung, kein Narr zu sein. Der Kleine sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick voll Schelmerei und List an, als wollte er sagen: ach, verstell dich nicht, du weißt wohl, daß deine Weisheit im Grunde keinen Pfifferling wert ist! was er doch tatsächlich von fern nicht mit Bewußtsein denke konnte, und zugleich war dieser Blick voll strahlender Wärme, ja eigentlich verständnisvoller Güte, wie sie auch über sein Alter weit hinausging.

Der Vater, der sich inzwischen ausgelacht hatte, griff vor meinen Worten das auf, was seinen Sohn anging und bestätigte, daß er allerdings zehn Jahre alt sei; wenn auch ungewöhnlich klein und zierlich, sei er doch kräftig genug und außerdem ein intelligentes Würschlein, das seinem Vater schon Geld verdienen helfe. Nun erzählte er mir, daß er täglich mehrere Stunden bei einem großen Kaufmann beschäftigt sei, allerlei Besorgungen mache und seit kurzem auch die Briefe zur Post trage und die ankommenden abhole, wichtige Briefe sogar und Geldsendungen; denn der Kaufmann habe ihn als gründlich geschickt und unbestechlich ehlich kennen gelernt. Dabei legte der breite, starke Mann seine Arme um den Jungen, der sich wie ein zahmes Vögeln auf den väterlichen Knien wiegte und mit seinen glänzenden Augen munter umherblitzte, das Lob und Mähnen stol, aber doch mit Humor tragend, ich möchte sagen mit einer gewissen Ueberlegenheit, als dächte er bei sich: „Es macht dem alten Manne so große Freude, wenn sie meine Ehrlichkeit preisen,